Das Rosendorf : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **205 (1926)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374739

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

süeß Trost brocht, wer hett au welle de Bourbaki verzörne.

Der alt Schittli streckt em die Stockzockerbröcke ane, chüderlet em e chli onderem Chifel ond geed em ganz verstohle no gschwind e Chößli of de höbsch wiß Flecke a de Stirne. Wa määnscht, wemmers woge? De Bourbaki hed met em Chopf jo gsääd ond ofs Kommando: Hü! hed s'Roß azoge. De Schittli ond i hend henne gstoße, bis die hendere Rad öber d'Schale-n-uus gsee send.

E Zit lang ischt der alt Schittli gad no mit em Cholí cho; ganz toosam, wie wenn er e schlechts Gwösse hett. De Moscht hed er stoh lo, nüz gsääd ond all gad wieder de Chopf vertschött, wie-ne Roß, wenns Breeme bloogid. Seb ischt do gsee, wo-n-er de Bourbaki verchauft ka hed.

Aber emol amene Morge ischt er wieder deher cho met sim Fuehrwerch, volle Freude. Ond e Gsicht hed er gmacht uf ond ähnli, wie en, wo hed chöne en riiche Vetter erbe z'Amerika inne. I ha wädli e Glas Moscht unegholet, de Großvatter ischt zonem ane gsesse. Sie hend aagstoße metenand ond drof hed der alt Schittli verzeut ond verzeut. Er hei de Bourbaki wieder gfonde i de Stadt onne amene Gmüeswage vomene Italiäner, brandmager. Alli Ripp hei men em chöne zelle, s'sei grad gsee, wie wenn er Faßrääf verschlockt hett. D'Ohre ond de Chopf hei er lo laampe, er sei völli im Gschier ine ghanget. Woner aber ghuupet hei, do sei das Tierli gsee wie verwachet; hei d'Ohre gspitzt ond völli bleegget vor Freude. „Ond wo ischt jetzt euere Bourbaki" hed de Großvatter drof hee gfröget. Wo ischt er? macht der alt Schittli ond stuunet, wie me no eso chön fröge. „Wo ischt er? Bi meer deheem im Stall. Määnid er, i ließ e Tier, wo meer so vieli Johr döre gwerchet hed, bi fröndte Lüüte no verhungere? Hetocht! Jetzt ischt de Bourbaki wieder mi. Er tar privatisiere ond uusplaampe. I wett's nüd ha, dammer de Bourbaki im Roßhimmel obe no vorhalte wör, i sei en schlechte Tonder gsee an em."

Of das hee hed der alt Schittli de Reschte Moscht no gär uustrunke, hed de Schnauz abpotzt ond no e paar Tränetröpfle ab de Bagge gwüscht, ischt ufgstande ond hääzue ggange. Julius Ammann.

Das Rosendorf.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Man konnte es dem Dölfi Spleiß auf den ersten Blick ansehen, daß er nicht immer in einer Knechtekammer geschlafen hatte. Wenn er dem jungen Melchenbrechter, der jeden Sonntag nach einer andern Richtung auf Brautschau fuhr, nach dem Mittagessen den Kohlfuchs vor die Chaise spannte, meinte man immer, er selber müßte statt des steifgewerkten Meistersohnes mit dem ewig müden Gesicht das Leitseil in die Hand nehmen und den Fuß auf den Steigtritt setzen. „Er täte gut daran, dem Roß einfach den Lauf zu lassen, das würde vielleicht eher beim richtigen Weiser abschwenken", sagte Dölfi einmal zu mir, als der Melchenbrechter weggefahren war. „Wie denn andere auch nicht für ihre Dummheit können", berichtigte er sich dann sogleich. „Mir zum Beispiel hat eine alte Stallaterne auf den richtigen Weg leuchten müssen; und es hätte wenig gefehlt, daß ich dann doch noch daneben gelaufen wäre." Er sah bei diesen Worten wie zufällig nach der jungen, frischen Magd hinüber, die unterm Küchenfenster stand; die mußte lächeln, als ob sie auch ein wenig um die Sache wüßte.

Während ich und Dölfi an jenem Nachmittag zusammen einen vergnüglichen Bummel durch die nächsten Dörfer und Höfe machten, hatte er unversehens den Einfall, er könnte mir jetzt, wenn mir etwas daran gelegen wäre, eine hübsche kleine Liebesgeschichte erzählen, die er vor nicht langer Zeit in einem Kalender gelesen habe. Aber das müßte ich ihm zugut halten: er möchte sie gern so vorbringen, als hätte er selber darin eine kleine Rolle gespielt.

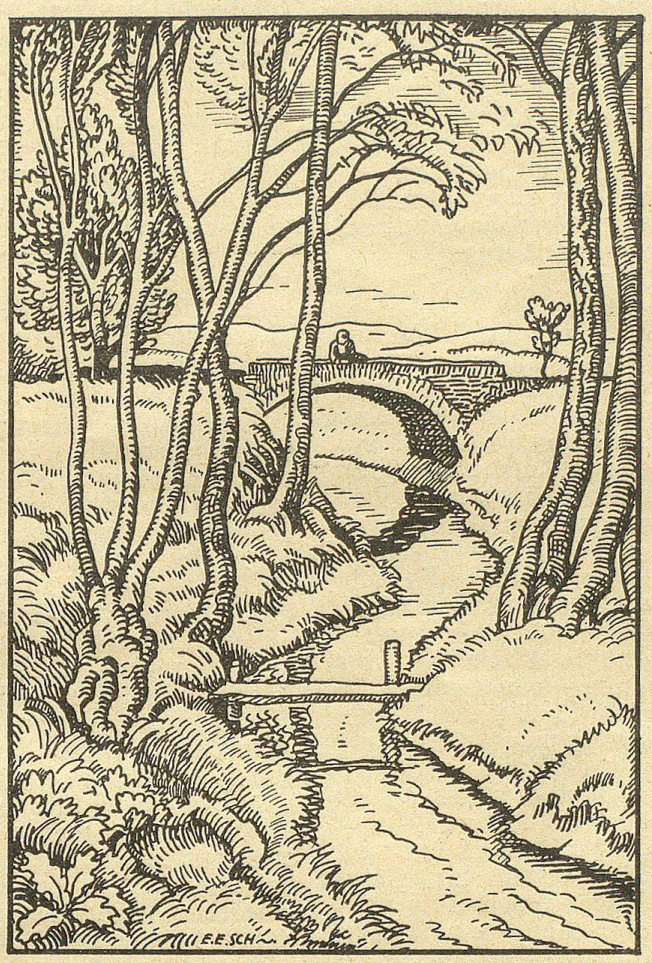
Ich war schon dabei, und so fing er ohne viel Umstände an:

„Irgendwo in unserm schönen Bauernländchen steht ein kleiner Waldberg, man heißt ihn nur den Eibenruck. Auf der Karte haben sie ihm zwar einen neuen, besser klingenden Namen gegeben, aber für mein Geschichtlein tut's der alte ganz gut.

Von dem Tannenrücken des Berges und aus manchem feuchten Sattel kommen durch tief ausgefressene Töbler allerlei Wässerlein herab und machen zusammen einen Bach, der gleich von allem Anfang an meint, er sei etwas und müsse sich gegen Aufgang wenden. Aber nicht auf dem geraden Weg, der wär' ihm zu langweilig, er will gern seinen Eigensinn durchsetzen und unbekümmert um die ganze Welt seinen kleinen Unarten leben. Ganz besonders ist er darauf eingerichtet, die Wurzelstöcke der alten Eschen und der Erlengebüsche im Vorbeigehen zu unterspühlen, die ihm aber gleichwohl nicht Feind sein können und alle seine tollen Streiche mit fast ängstlicher Sorge verhehlen und in ihr Liebsein förmlich einhüllen. Die munteren Forellen hat er zu seinen besonderen Schützlingen erwählt; jahraus, jahrein, bei Tag und bei Nacht ist er mit gleichem Eifer dabei, ihnen hinter Steingeschiebe und Wurzelknorren stets neue Schlupfwinkel und Nester zu schaffen, ohne jemals auch nur für eine Minute ans Müdewerden zu denken.

Eines vermöchte mein Bach in seiner guten Zeit am wenigsten über's Herz zu bringen; daß er sich

durch eintöniges Flachland hinschleichen und sich am Ende gar in ödem Sumpfgebiet verliegen und verlieren müßte. Er will, wenn immer ihn die Neugier ankommt, zu beiden Seiten über's Rasenbord hinweg oder zwischen dem Gestäude hindurch einen Blick tun können an kurzweilige Lehnen hinauf. Nicht zu steil dürfen sie sein, es müssen grüne Wiesen in der Sonne liegen, Aecker müssen sich nebeneinander reihen, Pflüge müssen gehen. Er will Menschlein sehen, junge und alte durcheinander, wie sie sich plagen und ihre Mühsal und Freuden finden. Er will ihre Höfe und Weiler von weitem auslachen, die immer und ewig auf dem gleichen Fleck sitzen müssen, und deren verhohlene Sehnsüchte nur im Rauch der eigensinnigen, altmodischen Schornsteine vorübergehend ihre kleinen wunderlichen Feste feiern dürfen.



Das ist mein Eibenbach. Ich laß mir's nicht nehmen, es ist das schönste, mit sich und allen Dingen zufriedenste Wässerlein, das auf Gottes Erdboden frei geworden ist. Wenn ich tausend Stunden weit von hier auf einem Meerschiff stände, und ich wüßte, daß in dem weiten Wasser um mich ein allereinziger Tropfen aus dem Eibenbach wäre, ich würde mich sogleich ein bißchen daheim fühlen. —

Aber auch den zwei Dörflein, die sich zu beiden Seiten des Baches an den Lehnen breit machen, laß ich beileibe nichts geschehen. Dem einen, weil es Kerstenberg heißt und weil ich dort daheim bin, dem anderen — — nein, von Guldenen verrat' ich jetzt noch nichts, es kommt schön eins aufs andere.

Denen von Kerstenberg redet man nach, der Stolz auf ihr Dorf und auf ihren Kirchturm stecke ihnen derart in den Gliedern, daß sogar ihr Land und die Bäume etwas davon geerbt hätten. Doch kann man sich füglich fragen: Müssen solche Aecker und Wiesen nicht ohne weiteres eine gute Meinung von sich haben?

Die Kerstenberger dürfen beim Pflügen die Zugkette getrost in den vordersten Zahn einhängen, ohne dadurch gelben Lehm oder böses Gestein ans Tageslicht zu ackern. Fast alle sind sie von ihrem Land reich geworden. Sie dürfen sich zu ihrem besonderen Vergnügen dann und wann ein Prozeßlein mit einem Nachbar erlauben, bleiben aber daneben in einem Stück seit Vaters und Großvaters Zeiten durchs Band hindurch derselben Meinung: darin, daß man sich mit einem Guldener nur im Notfall an den gleichen Tisch setzen dürfe.

Die Grasraine und Aeckerlein der Guldener haben nämlich die Sonne aus der ersten Hand; sie meint es mit ihnen fast zu gut und macht im Hochsommer durch die dünne Ackerkrume hindurch sogar den harten Kiesgrund warm. Die Mähder müssen, wie man sagt, beim Emden jeweilen den Hut neben die angefangene Schwade hinlegen, bevor sie zum Morgenessen gehn, sonst wüßte ihnen nachher kein Mensch zu sagen, wo sie zu mähen aufgehört haben.

Aber die gleiche Sonne, die die Guldener Hungergütlein austrocknet, tut noch etwas anderes, das ihr viele Leute von Kerstenberg fast noch weniger verzeihen können: sie färbt den jungen Mädchen die Wangen schön braun und macht ihre Augen glänzen. Sie gibt den hellen und dunkeln Rosen, die im Hochsommer in verschwenderischem Reichtum in den kleinen Vorgärten und um die Fenster- und Türrahmen der Guldener Halbhöflein blühen, den starken und süßen Duft, der in jenen Tagen Gassen und Gäßlein, jeden heimlichen Winkel des alten Bauernnestes füllt, und den die lauen Winde gar oft bis zum Eibenbach hinab und hinüber nach Kerstenberg tragen. Zur Rosenzeit lassen die Guldener ihre Kammerfenster bei Tag und bei Nacht weit offen stehen. Ein alter Glaube will, daß Rosenduft in den Kammern schöne Kinder erzeuge. Und wenn wir Kerstenberger auch weidlich über diesen Aberglauben lachen, das Gegenteil haben wir halt doch noch nicht beweisen können. Wir müssen vielmehr zu Recht bestehen lassen, was man so in der Gegend sagt: „Wer hübsche Mädchen nicht bloß vom Hörensagen kennen lernen will, der braucht einfach am Rosensonntag im „Bäumli" in Guldenen einzukehren". Das ist der Jahrestag, an dem nach altem Brauch und Herkommen keine ledige Dörflerin vom Tanzboden wegbleiben darf. Schon manchem dickköpfigen Herrenbauern von Kerstenberg ist am Rosensonntag ein dicker Strich durch die Rech-

nung gezogen worden, den nachher niemand mehr hat auslöschen können, so daß ihm wenig anderes übrig blieb, als zum unguten Spiel ein möglichst freundliches Gesicht zu machen. Ja, man redet den Guldnerinnen nach, sie wüßten auch den Alten Sand in die Augen zu streuen; manche, die fast wie eine Magd auf einen Hof gekommen, habe schon nach kurzen Wochen als Bäuerin das Regiment fest in der Hand gehabt.

Einen kenn' ich nun freilich in Kerstenberg, der sich derlei Dinge zum voraus und von allem Anfang an wegbedungen hat: den Presi Heinrich Spleiß auf dem Oberhof. Und ich, sein Aeltester und Einziger, hab' auch nicht nötig gehabt, den Hochmut auf der Straße aufzulesen, ich hab' ihn in die Knochen hinein geerbt bekommen. Nicht zuletzt von meiner Mutter, die eine Kerstenbergerin von altem Holz war. Sie hat mir zum Konfirmationstage eine silberne Uhr zum Geschenk gemacht, deren Innenschale statt des Namens die fünf Worte eingraviert trug:

„Denk daran,
wer du bist!"

Ei nun, ich kann sagen: Die gute Lehre fiel bei mir nicht auf den Weg. Selbst den Gedanken an die Lidy Dünner, die mir während der Unterweisungszeit ein wenig in den Augen gesessen, tat ich von Stund an gänzlich von mir ab. Wenn sie auch als Kind des Bäumliwirtes vor den andern Guldnerinnen den Vorzug hatte, einmal etwas mitzubekommen: man mußte doch zeigen, wo man daheim war. Nach allem, was ich von Kindsbeinen an gehört und beobachtet, konnte eine Guldnerin nur für so einen in Betracht kommen, der sich selber und sein Dorf nicht ernst nahm. Zu beeilen brauchte ich mich ja nicht. Aber wenn's dann an der Zeit war, mußte es immerhin eine e i c h e n e Haustüre sein, an der ich anklopfte.

So hielt ich's denn, wie's bei uns zu Land unter jungen Burschen der Brauch ist; man stellt sich, als ob einen die Mädchen nichts angingen, ja, als ob man mit ihnen weniger anzufangen wüßte, als ein Eskimo mit einem Strohhut. Die älteren sprechen den jüngeren zu, und diese berichten es den noch jüngeren: „Die ledigen Jahre sind das einzige, was man auf der Welt hat, und wer sich vom Weibervolk vor der Zeit etwas aufbinden läßt, der wird seine Dummheit noch in der dritthintersten Ewigkeit bereuen." Daneben gehn die heimlichen Gedanken doch den rechten Weg. Wenn ihrer drei, vier Burschen am Sonntagnachmittag zusammen ausrückten, etwa zu einem Kegelschub oder an eine benachbarte Kilbi*,) so dreht sich ihr Gespräch um nichts anderes als um die Mädchen. Sie taxieren und sortieren diese wie Kartoffeln; der eine legt das Hauptaugenmerk auf die Geschwisterzahl und die mutmaßlich herausschauende Mitgift, der andere auf die Tüchtigkeit in Haus und Feld, der dritte will Sonntagsaugen sehen und gelbe Zöpfe. Denen, die sich am überlegensten gebärden und am lautesten über das Heiratsfieber sämtlicher Schürzenträgerinnen spotten, kann es leicht geschehen, daß sie bei der ersten besten Gelegenheit hineinfallen und schon vier Wochen drauf mit dem größten Erdenvergnügen in irgend einer lieben Stube den groben Gassenbuben das Haußgeld*) auf den Tisch hinlegen.

*) Kirchweih

Ich meinerseits war einer von denen, die ihre Sachen mehr für sich behielten, weshalb ich bei meinen Kameraden und vielleicht auch bei den Mädchen für einen Hartgesottenen galt, obschon ich, nachdem die ersten Flegeljahre vorbei waren, außer dem Rosensonntag kaum eine Tanzgelegenheit in der Umgegend versäumte und auch den Lichtstubeten an den langen Winterabenden keineswegs fern blieb. Ich kaufte den Mädchen mindestens ebensoviele Feuersteine und anderes Schleckzeug wie jeder meiner Kameraden und machte alle die Scherz- und Neckspiele mit, mit denen man sich so die Zeit zu vertreiben pflegt. Aber wenn ich auch etwa die eine oder die andere für einen Abend bevorzugte, sie vielleicht heimbegleitete und eine liebe Stunde bei ihr in der Stube saß, so blieb ich doch — zu meiner eigenen Verwunderung — nach wie vor auf mich selber gestellt; auch dann noch, als ich schon hin und wieder einen verständigen Wink bekam, viel zu früh wäre es jetzt allenfalls für mich nicht mehr. Ich fing an, ernsthaft darüber nachzudenken, ob ich am Ende gar das Zeug zu einem richtigen Hagestolz hätte? . . .

Der eigentliche Grund, warum ich mich schlechterdings nicht verlieben konnte, bestand übrigens eben darin, daß ich zuhinterst im Herzen ein bißchen verliebt w a r, was ich mir aber nicht gern gelten ließ, handelte es sich doch zu meinem Aerger ausgerechnet wieder um eine Guldnerin. Gewiß, es war nur so ein kleiner „Augenfehler", wie die Alten das nennen. Derlei Narreteien ließ man nicht aufkommen. Ich hatte mit dem Mädchen an irgend einem Erntesonntag in Vorauen einen Tanz gemacht. Nur einen einzigen, ich brachte es nachher fertig, mich zu drücken und den ganzen Abend in der untern Gaststube Karten zu spielen. Aber von dem Tage an hätte ich einem doch fast jeden Sonntag Morgen sagen können, wie viele Mädchen von Guldenen an unserem Hause vorbei zur Kirche gegangen und ob das Hanneli Diethelm mit dabei gewesen, des Wegknechts Tochter, von dem ich wußte, daß er dem Kerstenberger Pflugwirt jeweilen zu Martini zinsen mußte und daß er noch nicht ein einziges Mal zu früh gekommen war.

Item, ich redete mir ein, mit solchen Sachen, die nicht in die Welt hinein paßten, müsse sich ein Jungknab abzufinden wissen, wenn etwas mit ihm los sei. Ja, ich glaubte mich wirklich bereits so ziemlich abgefunden zu haben, schon dadurch, daß ich, ähnlich wie einige meiner Altersgenossen, den Bäumlisaal in Guldenen aus der Liste meiner Tanzplätze ohne weiteres strich.

Um jene Zeit ließ sich meine jüngere Schwester unversehens den Brautring anstecken, durch welchen Umstand die Sachlage für mich von heute auf morgen ein anderes Gesicht bekam. Ich mußte mich besinnen, es ging nun nicht wohl anders, als daß ich bald aus dem ledigen Stande austrat. Auch meine Eltern

*) Die „Hauß" ist eine Art Ehezoll, den die jungen Burschen eines Dorfes einem von auswärts kommenden Hochzeiter abzufordern pflegen.

E. E. SCHLATTER 25

gaben mir das zu verstehen. Sie sprachen zwar den Wunsch nicht offen aus, doch konnte ich ihn ohne Mühe aus mancher scheinbar nebensächlichen Bemerkung herauslesen.

An einem schönen Sommertag richtete mein Vater nach dem Abendessen in ganz eigentümlichem Ton die Frage an mich, ob ich nicht Lust hätte, für ihn zum Viehhändler Simmler nach der Oberegg hinaufzugehen und nachzusehen, ob er vielleicht ein Paar für uns passende Faselochsen im Stall hätte. Da mein Vater in der letzten Zeit nicht mit dem Simmler gehandelt hatte, wußte ich gleich, worum es ihm zu tun war. Nun war ich zufällig in den letzten Tagen selber ein paarmal mit den Gedanken bei der Simmler-Rosine gewesen; es paßte mir also gar nicht übel, und ich machte mich ohne viel Umstände zu dem Gang bereit.

Vor dem Weggehen legte mir der Vater im Hausgang die Hand auf die Achsel und bemerkte so nebenbei: „Wegen dem Andern wirst du mich schon auch verstanden haben. Wir haben nämlich darüber geredet, die Mutter und ich, das wäre so ein Fall, den man sich überlegen könnte."

Ich machte nicht viel Worte, aber er konnte schon merken, daß unsere Meinungen nicht weit auseinander gingen und war darüber sichtlich erfreut.

Während ich den Eibenbach entlang in die warme Sommernacht hineintappte, kamen von Guldenen herüber hin und wieder die abgebrochenen Klänge eines Walzers an mein Ohr. Richtig, heut war ja Rosensonntag! „Blast immer zu!", sagte ich leise zu mir selber. „Es gibt denn doch eine Zeit, wo man über derlei Dinge hinweg ist." Und ich tat mir innerlich ein wenig auf mein verständiges Wesen zugut. Ich konnte mich nicht enthalten, meine silberne Uhr aus der Tasche zu ziehen und mich mit tastendem Finger zu überzeugen, daß der eingravierte Spruch noch da war: Denk daran, wer du bist! —

Auf der Oberegg konnte ich keinen Handel abschließen, da der Simmler zufällig nicht viel Ware hatte. Er stellte mir aber in Aussicht, er werde am nächsten Heimersbacher Markt gewiß etwas Passendes auftreiben.

Wie das so üblich ist, saßen wir hernach noch eine gute halbe Stunde bei einem Glase Wein in der Stube zusammen und plauderten über dies und das. Die Rosine saß am Tische; es war mir, als hätte sie schon gleich von Anfang an um den eigentlichen Grund meines Herkommens gewußt. Sie war etwas befangen, gab sich aber absichtlich Mühe, mich dies nicht merken zu lassen. Ich fand im stillen bei mir, sie könnte ein ganz klein wenig hübscher sein; auch wäre mir lieb gewesen, sie hätte beim Antwortgeben nicht immer genau das gesagt, was ich erwartet und was das erste beste andere Mädchen auch gesagt hätte. Im übrigen legte ich mir die Sache so zurecht; mit dem Verkrachtsein hat's Zeit, das wird dann, wenn man mehr zusammen ist, schon kommen. Die Hauptsache bleibt die, daß einem ein Mädchen nicht zuwider ist und daß man den Gedanken hat: Mit der darfst du dich einmal vor den Leuten sehen lassen.

Als mich die Rosine beim Fortgehen hinausbegleitete, fragte ich sie unter der Haustüre, ob ich vielleicht auch einmal ohne Ausrede nach der Oberegg hinaufkommen dürfte? Das könne ich halten wie ich's für gut finde, gab sie mir etwas verlegen zum Bescheid. Ich war nicht im Zweifel darüber, wie das gemeint war; es hieß etwa gleichviel, wie wenn sie gesagt hätte: „Du bist mir zu jeder Stunde willkommen."

Die Sommernacht hat mir etwas eingeben wollen damals. „Sag ein liebes Wort zu ihr, sie hört es es gern. Du darfst ihr den Arm leise um den Hals legen . . ."

Aber ich hab' mich besinnen können. Es war mir, als ob ich ein großes Unrecht an ihr tun würde.

Denn wahrhaftig; in jenem Augenblick hab' ich in meinem Herzen gewußt, daß ich an diesem Abend noch in Guldenen tanzen würde. Vielleicht mit der Anna Diethelm . . . Mit eins ist mir das in Kopf und Sinn gewesen. Als ob Rosine etwas von mir erwartet oder meine innersten Gedanken gelesen hätte, tat sie nun plötzlich kühl und steif und machte kurzen Abschied.

Auf dem Talweg war ich unguten Mutes. Fast so schnell, wie er gekommen, war der Plan, nach Guldenen zu gehen, wieder weg. Ich ärgerte mich über mich selber, es war mir, als hätte ich durch ein blödes Wesen ein Herz verspielt. Nein, es ist ja wohl noch gut zu machen, redete ich mir dann wieder ein — und konnte doch nicht glauben, daß mir's die Oberegg-tochter so recht von Herzen antun würde.

Beim obern Eibenbachbrücklein, an der Wegscheide, stand ich fast ohne meinen Willen einen Augenblick still. Das Wasser plätscherte laut, als ob es aufbegehre mit den klotzigen Brückensteinen, die ihm den Weg versperren wollten. Ich dachte bei mir: Wenn der Bach nicht wäre, würde ich jetzt vielleicht die Tanzmusik wieder hören . . .

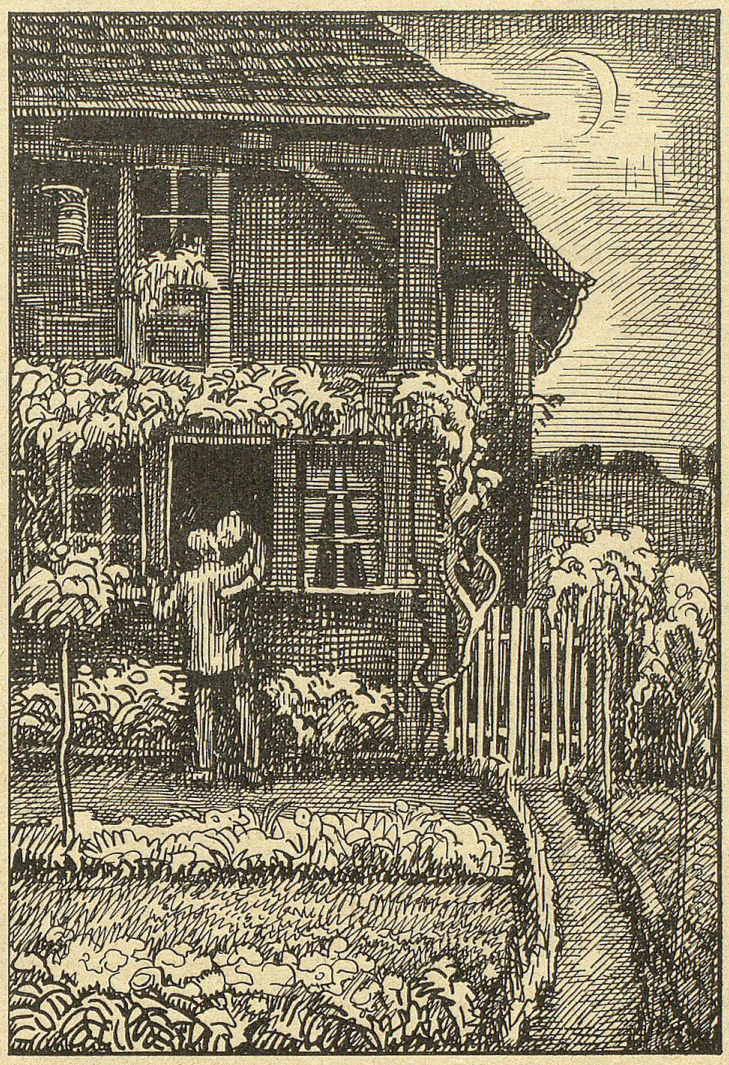
Da schickte mir der Rosensonntag einen andern Boten. Ein lauer Windhauch trug den Duft der tausend Rosen zu mir herab, denen das kleine Fest in Guldenen Namen und Ursprung verdankt.

Ich tat einen Schritt auf die Brücke und stand wieder still. Das Wasser unter mir schimpfte jetzt nicht mehr, es sang und plauderte und tat zutunlich: „Was bist du für ein trockener Jung! Ich mach' meine Sprünge und übe meinen Uebermut, derweil noch mein Tag ist und nicht Mauer noch Wehr mich zahm und klug gemacht haben. Einmal, da muß ich als ein breiter See daliegen, ernsthaft und langweilig. Ich muß Schiff und Gut tragen und allen meinen Mutwillen einschlafen lassen."

Vielleicht ist der Eibenbach schuld daran, daß ich an jenem Abend nach Guldenen hinaufgegangen bin. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich jetzt: er hat mir wohl geraten.

Auf den langen Seitentischen des Bäumlisaales standen mächtige Sträuße von weißen und roten Rosen, man konnte nicht vergessen, wo man war. Die Guldnerinnen trugen Rosen in den Zöpfen. Manche der Blumen hatte sich beim Tanzen entblättert, auf dem Fußboden lag es wie Frühlingsblütenschnee.

Aber mein Herz blieb nüchtern im lauten Getriebe. Fast wie zugefroren war es. Ich trank mein Schöpplein und sah zu, wie sich die Paare im Kreise und um sich selber drehten. Und es war ein Zorn in mir, darüber, daß ich da war und zusah. Ein Zorn darüber, daß ich zusehen konnte. Nun bist du allweg schon alt genug mit deinen sechsundzwanzig Jahren und brauchst keinen Musikanten mehr nachzulaufen, dacht' ich bei mir und ärgerte mich meines Altseins wegen. Ich ärgerte mich, daß der lange Jochen Scheibler mit den großen Händen, der das ganze Jahr in der Guldener Kiesgrube schaffte, mit der Hanna Diethelm tanzte, obschon ich vorher bemerkt, daß sie sich vor ihm hinter andern Mädchen zu verstecken gesucht hatte. Nun — warum ging ich denn nicht hin und fragte sie um den nächsten Schottisch? Ich muß gestehen, fast hätte ich mich zu allem hin auch über meinen Kerstenberger Kirchturmhochmut geärgert.



Es waren übrigens außer mir noch viele Kerstenberger Burschen da, der Rosensonntag hat seine alte Anziehungskraft noch nicht verloren. Der Heinrich Ehrsam, der sich gleich mir vor Jahren gegen den Bäumlisaal verschworen hatte, tanzte mit der Wirtstochter Lidy und gestand mir während einer Pause glückstrahlend, daß er nun mit ihr einig sei. Ich wünschte ihm Glück, mußte aber gleich nebenaussehen, damit ihm mein Nasenrümpfen entginge. Lidy gefiel mir kein bißchen mehr in ihrer städtischen Haarfrisur, die mir gar nicht zu ihrem vollen Gesicht und zu den roten Backen passen wollte.

Vielleicht hätte es mein Eigensinn durchgesetzt, daß ich weggegangen wäre, ohne einen einzigen Tanz gemacht zu haben, um mich natürlich nachher auch über das zu ärgern.

Da trat während einer Pause der rote Christian Wendel, ein früherer Verehrer der Lidy, mit einer großen Stallaterne in den Saal und rief mit seiner Krähenstimme: „Gefälligst aufschließen! Jetzt müssen einmal die „Wilden" dran! Jetzt machen wir einen Laternentanz!"

Darüber eitel Freude und laute Zustimmung. Ich wußte gleich, daß nun mit guter Art nicht wegzukommen war. Der Laternentanz ist so ein alter Brauch, von dem die Guldener bis jetzt nicht abgelassen haben. Das Spiel hat es auf die Burschen abgesehen, die nicht Miene machen wollen, sich am Tanz zu beteiligen, sondern als Gaffer oder müßige Zecher, als sogenannte „Wilde", nebenaus bleiben. Wer auskneift, der hat kein Recht mehr im Saal; zudem bleibt die Nachrede an ihm hängen, er sei ohne Geld im Sack auf den Tanzplatz gekommen oder zu geizig gewesen, ein Tanzbändchen zu kaufen und einem Mädchen ein Nachtessen zu zahlen.

Ohne viel Umstände stellten wir uns also in der Mitte des Saales auf, unser fünf oder sechs Burschen. Die Mädchen, die bis jetzt noch keine bestimmten Tänzer hatten, ließen sich's auch nicht zweimal sagen. Die übrigen zogen lachend den Kreis um uns, und das Spiel konnte seinen Anfang nehmen. In althergebrachter Ordnung mußten wir uns numerieren, worauf einer nach dem andern in der Weise an die Reihe kam, daß man ihm mit einem Tüchlein die Augen verband und ihm die brennende Laterne in die Hand gab. Er hatte sich nach Zufall aus der kichernden Reihe der gegenüberstehenden Mädchen eins auszuwählen, während die Zuschauer sich Hand in Hand im Kreise um uns drehten und dazu den eintönigen Vers sangen:

Laterne, Laterne,
Ich seh' nicht Mond noch Sterne,
Gib mir einen hellen Schein,
Ich such' ein schneeweiß Jüngferlein,
Kein Blatt am Kranz darf fehlen,
Dann will ich sie erwählen.

Hatte der Laternenmann seine Wahl dann getroffen, so war es seine Pflicht, die gefundene Schöne zu einem Nachtessen zu führen und wenigstens drei, vier Tänze mit ihr zu machen. Vorher aber mußte er sich mit ihr zum Gaudium der ganzen Gesellschaft mitten im Kreise zu weit auf einen Stuhl hinsetzen, einen Schluck Wein aus dem gleichen Glase mit ihr trinken und mit ihr zusammen ein Stücklein Zuckerbrot essen, das keines von beiden mit einer Hand berühren durfte. Während dieser Scherz vor sich ging, den man bezeichnend „Liebe kauen" hieß, drehten sich die andern wieder im Kreise und sangen, wie vorhin:

Laterne, Laterne,
Sieht besser als Mond und Sterne!
Ein Stuhl, ein Glas, ein Brot —
Die Zwei, die leiden keine Not.

Ich war herzlich froh, schon als Zweiter an die Reihe zu kommen. Einmal, um möglichst bald aus dem Ring herauszukommen, zum andern, weil ich mich denn doch nicht gern mit dem begnügen wollte, was die andern übriggelassen hatten. Denn wenn sich einer die Richtung gut merkte, so konnte er leicht die Tänzerin seiner Wahl finden. Im einen Fall gab es allerdings einige Schwierigkeiten, weil links und rechts neben Hanna Diethelm, die für mich allein in Betracht kam, zwei nichts weniger als hübsche Guldnerinnen standen, bei denen mir vor dem „Liebekauen" fast gegraut hätte.

Item, es ging mir nach Wunsch, ich bekam die Hanna als Stuhlgenossin. Ich merkte wohl, es machte ihr einwenig Mühe, bei den vorgeschriebenen Dummheiten mitzutun; aber sie schickte sich tapfer ins Unvermeidliche. Am Artigsein hat's bei mir etwa auch nicht gefehlt; wer zum Anstand erzogen ist, weiß was paßt und was nicht paßt.

Innerlich war ich noch immer ganz wie zugebunden. Erst nachdem ich mein Mädchen zu Tische geführt und sie mir ein paarmal flüchtig ihre Augen geschenkt hatte, war es mir mit einmal zu Mut, wie wenn in mir etwas richtig geschmolzen wäre. Von meiner beinernen Unlust war plötzlich alles weg bis auf den steifen alten Trotz zuhinterst im Herzen: Ein Kerstenberger bleib' ich doch, da könnt ihr mit siebentausend Laternen kommen! . . .

„Ich geb' euch bald wieder frei," beruhigte ich meine Tänzerin und lächelte dazu. So kann nicht jede lächeln, das will ich gesagt haben. „Nur drei Tänze, den ersten haben wir ja früher einmal in Vorauen gemacht."

Ich erinnerte sie daran, daß wir jetzt bis auf weiteres versprochene Leute seien, daß das „Ihr" nach einem Laternentanz immer wegbedungen sei. Darüber wurde sie wieder ein wenig rot, sagte aber nichts. Wie ich sie verstohlen von der Seite her ansah, kam eine wunderliche Freude in mir auf. Drei Tänze? . . . Zehn! Zwanzig! So viele, wie es uns eben gefällt! . . .

Schon nach dem zweiten Schottisch sagte ich ihr, sie dürfte nicht etwa glauben, daß sie mir nicht die rechte sei, die Laterne habe es vielmehr gut erraten: von allen Mädchen auf dem Platz wäre mir keine lieber gewesen.

Da bekannte sie mir frei heraus, es hätte sie mehr gefreut, wenn ich sie vorher, und ganz von mir aus, um einen Tanz gefragt hätte. Es wäre ihr dann doch freigestanden, ja oder nein zu sagen.

„Ich wäre schon noch gekommen," log ich; aber aus dem Blick, mit dem sie mich ansah, konnte ich lesen, daß sie mir nicht glaubte. „Ihr Kerstenberger meint ja immer, es gehe gleich um die Ehr'." Sie sagte das wieder mit lachendem Mund. Und doch ging es mir nahe. „Derlei Narrengewächs muß es in der Welt haben," gab ich kleinlaut zu.

Wir hatten kaum die vorgeschriebenen Tänze gemacht, als sie sich bestimmt zum Heimgehen anschickte und nicht zum Bleiben zu bereden war. „Wenn du mich die wenigen Häuser weit begleitest, so ist mir's recht," bat sie mich. „Es ist mir wegen den zwei gläsernen Augen dort drüben." Es war mir nicht entgangen, daß der lange Scheibler uns fast die ganze Zeit her aus irgend einem Winkel beobachtet hatte.

Keines sprach ein Wort zum andern, während wir Arm in Arm langsam durch die stillen Gassen des Dorfes dahinschritten. Wie oft auch die warme Luft mir im Herzen aufstieg, ich fand nicht den Mut, sie einmal anzuhalten und ihr einen Kuß zu geben.

Wir traten in ein lattenumzäumtes Gärtchen ein. Rosen, nichts als Rosen. Selbst die drei Fenster, an denen vorbei ein schmales Weglein uns zur Haustür führte, hielten sich hinter einem Rosenhag halb versteckt.

Nachdem sie in der Stube Licht gemacht und mich willkommen geheißen, setzte sie sich, meinem Wunsch zulieb, noch für ein Viertelstündchen neben mich auf die Wandbank. Kein Mensch, nicht einmal der Herrgott wird mir's übelnehmen, daß ich keinen Raum zwischen ihr und mir ließ, daß ich den Arm um sie legte und sie leise an mich zog. Das gehöre, streng genommen, nicht mehr zum Spiel, meinte sie und bekam für diese Einsprache richtig den Kuß weg, der mir schon lange auf den Lippen gesessen. Sie wehrte mir nicht, wir waren beide glückselig, uns unsern lieben Willen zeigen zu dürfen.

Ich bekannte ihr mit ehrlichen Worten, wie sie mir schon lang, ohne daß ich's wollte, vor allen anderen Mädchen im Sinn gelegen, und wie ich mir bis jetzt Mühe gegeben, meinen Leuten daheim und meinem eigenen Hochmut recht zu tun. Und sie verhehlte mir nicht, daß sie das gern höre. Wie sie mich jetzt ansah, war keine Heimlichkeit mehr in ihrem Blick, sie sah mich gleichsam mit ihrem lieben Mädchenherzen an. Alle Süße lachte in überschwenglicher Fülle aus ihren Augen. „Ich hab' dich auch gern. Ich sag' dir's ohne Zieren. Ich sag' dirs auf den Mund, ich sag' dirs in die Augen hinein: ich hab' dich gern!"

Jetzt hat uns das Küssen und Kosen erst recht keine Mühe mehr gemacht.

Aber mit eins ist sie wieder ernst und fest geworden. „Die Stunde ist um," sagte sie. „Glaub' ja nicht, daß ich dir jetzt in den Weg stehen werde. Nein! Ich vergesse alles. Das hat mich immer so gequält, schon damals in Vorauen. Du hast gemeint, ich werde mich an dich hängen. O nein! Du bist frei, wie der Vogel

in der Luft! Ich will sehen, was aus dir alles wird und will mich freuen. Oben hinaus mußt du, ganz oben hinaus! Zu der Reichsten und Schönsten kannst du gehen, sie sagt „ja" zu dir, ich weiß es."

Und nun stand sie plötzlich auf und tat, wie wenn jetzt alles für sie fertig wäre. Sie nahm meinen Hut vom Nagel und gab ihn mir in die Hand.

„Schickst du mich heim?" fragte ich ungläubig.

„Ja, ich schick' dich heim. Mir mußt du es zulieb tun. Weil ich dich so gern hab'."

Ich konnte nicht anders tun, ich gehorchte ihr. Ja, ich gestand ihr, daß sie recht habe. Denn zuinnerst im Herzen war ich ja noch nicht ganz mit meiner Albernheit fertig, bloß halb.

Fast wie im Traume ging ich von ihr weg. Wie ich langsam am Fenster vorbeischritt, hörte ich drinnen leise an die Scheiben klopfen. Ich stand still. Sie hatte schon den einen Flügel offen und lachte mich an aus ihren hellen Sonntagsaugen. „Noch einen Kuß! Hier durchs Fenster!" flüsterte sie. „Den Allerallerletzten, gelt?"

Da bin ich von ihrem Liebsein überwältigt worden. Mit einem Sprung bin ich über den niedrigen Fenstersims wieder im Stübchen gewesen. Und hab' ihr gesagt: „Ich will dich und keine andere! Und wenn ein Berg zwischen uns läge!" Sie hat gar nichts erwidern können. Sie hat geweint und gelacht und ist mit leisem Zittern in meinen Armen gelegen.

Am andern Tag hab' ich noch nicht den Mut zusammengebracht, daheim etwas zu sagen. Wenn der Vater hin und wieder auf die Obereggtochter zu sprechen kam, gab ich ausweichend Bescheid. Aber am Abend nach dem Füttern hab' ich mich ungesehen vom Hause weggeschlichen und auf leichten Füßen nach Guldenen hinaufgemacht.

Morgens beim Kleemähen bekannte ich dem Vater alles. Er blieb gelassen. Ich könne meine Sense dort an den Baum hängen, sagte er. Wenn es so sei, so habe ich auf dem Oberhof vorläufig nichts mehr zu tun.

Die Mutter hatte etwas geahnt. Als ich ihr die Hand gab und ihr sagte, der Vater habe mich fortgeschickt, wollte sie bloß wissen, wie das Mädchen heiße. Sie tue dem Hanneli nichts, gab sie zu. Aber wenn mit mir so viel sei, wie sie geglaubt habe, so komme ich über so etwas weg.

Ich sah, daß sie das Wasser in den Augen hatte. Da hielt ich ihr meine silberne Uhr vor. „Ich weiß noch, was da drin steht. Wenn ich mein Wort nicht halte, muß ich diese Uhr am Türpfosten zerschlagen. Und das tu' ich nicht, weil sie von dir ist." Auf das hin hat sie sich von mir gewendet. —

So bin ich zu einem Schatz gekommen. Und wenn du ihn gern kennen magst, brauchst du nicht zu laufen. Du hast ihn diesen Mittag auf dem Melchenbrecht unterm Küchenfenster stehen sehen. Und du mußt dich nun nicht mehr wundern, daß ich lauter als die andern knalle, wenn ich mit dem Emdwagen heimfahre, und Eine, die mir paßt, auf dem Fuder sitzt.

Vor dem Leben brauchen sich zwei nicht zu fürchten, die schaffen können, wie ich und die Hanna. Und wenn sie es auch daheim noch nicht Wort haben wollen, daß ich auf der rechten Straße bin, wenns mir auch vorläufig nur zum Eibenmattpächter langt: es kann uns doch niemand unsern guten Mut nehmen und die Freude an uns selber, und daß wir auf der Welt sind."

Wie der Hans-Kaspar eine Wette gewann.

Humoreske von Ferdinand Bolt.

Der kleine Hans Kaspar war ein durchtriebener Schalk... Eines Abends saß er im Wirtshaus. Es war eisig kalt und hoher Schnee bedeckte Berg und Tal, — und dem Hans-Kaspar fehlte es am unentbehrlichsten, an Geld.

Da kam auch der reiche Müller in die Wirtsstube und knüpfte mit dem armen Hans-Kaspar ein Gespräch an. Sie kamen auch auf die enorme Kälte zu sprechen und der Müller meinte, soviel Schnee habe er sein Lebtag noch nicht gesehen.

„O, 's ist nit so arg schlimm," antwortete darauf der Hans-Kaspar gleichgültig.

„Was nicht so schlimm?" frug der Müller verwundert, „ei, du hast doch auch gewiß noch nie soviel Schnee hier liegen sehen!"

„Was du für ein Aufhebens machst wegen dem bißchen Schnee," erwiderte der Hans-Kaspar achselzuckend; „den ganzen Schnee, der draußen liegt, getraue ich mir in zwei Tagen wegzuräumen!"

„O, du Prahlhans!" rief jetzt der Müller; „ich zahle dir beim Eid fünfzig Franken, wenn du in zwei Tagen nur den Schnee wegräumst, der droben auf dem Stockberg liegt."

„Angenommen," rief der Hans-Kaspar sofort, „in zwei Tagen räume ich den Schnee vom Stockberg weg und du zahlst mir fünfzig Franken, die Hand drauf!"

Die Wette war also unter Zeugen abgeschlossen.

Am folgenden Morgen sah man den Hans-Kaspar langsam den Berg hinaufschlendern, auf dem Rücken einen Korb und eine Schneeschaufel. Dann bekam man ihn den ganzen Tag über nicht mehr zu Gesicht. Die Wette war bekannt geworden und wurde im Dorfe überall besprochen und aller Augen waren stets auf den Stockberg gerichtet. Am Abend kam der Hans-Kaspar wieder zurück und blieb den andern Tag über ruhig zu Hause. Der Stockberg aber trug immer noch seine mächtige Schneedecke und man sah nicht, daß auch nur ein Fleckchen irgendwo weggeräumt wäre. Am dritten Abend saß der Hans-Kaspar abermals in der Dorfschenke und der reiche Müller kam ebenfalls und frug:

„Na Kaspar, wie steht's mit dem Schneeschaufeln?"

„O, ganz gut, Müller! Mit der Hälfte bin ich bereits fertig!" antwortete Hans-Kaspar lakonisch.

„Und wann kommt denn die andere Hälfte dran?"

„Ei, ich denke, so um Mitte August!"

Alles lachte hell auf, der Müller war dem Schlaukopf in die Falle gegangen, denn er hatte ja nicht ausgemacht, daß die beiden Tage hintereinander folgen müssen. Mit saurer Miene zahlte der Müller die fünfzig Franken hat, aber mit dem Hans-Kaspar nie mehr gewettet!